

Über den Autor:

Jens Kubo war als Luftwaffenpilot im Einsatz für die NATO, für die er nach seiner fliegerischen Karriere Sicherheitskonzepte von militärischen Einrichtungen prüfte und überarbeitete. Heute ist er ziviler Berater im In- und Ausland und schreibt unter Pseudonym brisante politische Romane. Der Autor ist mit einer Journalistin verheiratet und lebt in Berlin.

JENS KUBO

**GEFÄHRLICHE
SAAT**

THRILLER

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe September 2017

Knaur Taschenbuch

© 2017 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Alexandra Löhr

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH, München

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52202-8

2 4 5 3 1

KAPITEL 1

Es war einer der ersten warmen Frühlingsnachmittage, und in den Straßen von Berlin-Mitte staute sich die Wärme zwischen den Häusern und vermischte sich mit den Abgasen des stockenden Verkehrs. Ein leichter Luftzug verschaffte Djamal Khadim Erleichterung, der unter dem Schatten eines Vordaches wartete, bis er die zierliche Gestalt seiner Mutter aus dem Gebäude der Charité treten sah.

»Wie war dein Tag?«, begrüßte sie ihn, und ihre großen, dunklen Augen betrachteten ihn mit jenem liebevoll prüfenden Blick, dem er sich ausgeliefert fühlte, seit er denken konnte. Yara Khadim ließ sich von ihren Kindern nichts vormachen, am allerwenigsten von ihrem Zweitgeborenen, dem sie schon immer ihre besondere Beachtung geschenkt hatte, auch wenn sie es stets zu verbergen suchte.

»Ich hab heute kein Glück«, gestand Djamal und hakte sich bei ihr ein. »Vielleicht bin ich mit dem falschen Fuß aufgestanden.«

Yara schüttelte den Kopf. »Das Glück ist wie ein Dschinn. Es ist ihm egal, mit welchem Fuß du aufstehst. Aber du musst es locken, Djamal.« Sie fasste an seine Brust. »Trägst du das Amulett noch, das deine Großmutter dir geschenkt hat?«

Djamal lächelte. Seine Mutter war eine gebildete, aufgeklärte Frau, in Deutschland aufgewachsen und zur Schule gegangen, und dennoch sprach sie bisweilen wie eine einfache Irakerin aus den Flussniederungen des Tigris.

»Wie war *dein* Tag?«, fragte er, um von sich abzulenken.

Sie warf ihm einen verschmitzten Blick zu, wie immer, wenn sie seine Absichten durchschaute, und er fragte sich nicht zum ersten Mal, wie ihre Patienten es mit ihr aushielten.

»Mein Tag war wie immer ausgefüllt«, erwiderte sie und wechselte intuitiv ins Arabische: »Eine Besprechung hat die nächste gejagt ...«

Während sie die Straße hinuntergingen, lauschte er dem Singsang ihrer Stimme, ohne wirklich auf die Worte zu achten. Solange er sich erinnern konnte, war seine *Umm* Ärztin an der Charité. Als Kind hatte er die alten Gebäude des Krankenhauses deswegen gehasst, weil er eifersüchtig auf die Menschen war, um deren Wohlergehen sie sich kümmerte, anstatt bei ihm zu sein. Dennoch hatte er sich nie beklagt. Die Rastlosigkeit, die seine Mutter überkam, wenn sie zu Hause bleiben musste, war letztlich unerträglicher gewesen als ihre Abwesenheit. Vielleicht liebte er es deshalb mit nunmehr zwanzig Jahren noch heute, sie ganz für sich allein zu haben, sie nicht teilen zu müssen mit seinen Geschwistern, dem Vater, den Großeltern und allen anderen. Und so holte er sie auf seinem Nachhauseweg von der Universität gelegentlich ab, oft setzten sie sich dann in ein Café und diskutierten Familienangelegenheiten oder das Tagesgeschehen.

Inzwischen waren sie auf der Höhe des Museums für Naturkunde angelangt, und eine größere Gruppe Kinder strömte von dem Gelände auf sie zu. Djamal war so beschäftigt, ihnen auszuweichen, während er gleichzeitig mit halbem Ohr auf die Erzählung seiner Mutter lauschte, dass er die ihnen entgegenkommenden Jugendlichen erst bemerkte, als sie seine *Umm* so hart anrempelten, dass sie das Gleichgewicht verlor und gefallen wäre, hätte er sie nicht in letzter Sekunde gehalten.

Aufgebracht fuhr er herum. »Geht's noch? Könnt ihr nicht aufpassen?«

Die beiden Jugendlichen blieben stehen, und mit einem schnellen Blick taxierte er sie. Sie waren nur wenige Jahre jünger als er.

»Schau an, der Kanake kann Deutsch«, bemerkte der eine spöttisch, ein schlaksiger Typ in weiten Shorts und mit einer Baseball-Cap.

Der andere, dessen Nase in seinem breiten Gesicht aussah, als wäre sie schon einmal gebrochen gewesen, spuckte Djamal abfällig vor die Füße. »Das ist ein deutscher Gehweg für deutsche Bürger. Verpiss dich in dein eigenes Land!« Unter seinem enganliegenden Shirt spannten sich die Muskeln seines Oberkörpers.

Djamal ballte die Fäuste. Seit dem vermehrten Zustrom von Flüchtlingen nach Berlin war er immer wieder solchen Anfeindungen ausgesetzt. Manche versteckt, andere offen wie diese. »Ich bin Deutscher wie du!«, stieß er zwischen zusammengepressten Zähnen hervor.

»Die Schlampe aber nicht. Wo hat sie überhaupt ihr Kopftuch? Hat sie wohl vergessen, was?« Der Untersetzte ging einen Schritt auf Djamals Mutter zu und hob die Hand, als wollte er ihr einen weiteren Stoß versetzen.

Mit einer schnellen Bewegung schoss Djamal dazwischen und stieß den Jugendlichen zurück. »Verschwinde! Und zwar schnell!«

Der Untersetzte schlug zu.

Der Schlag traf Djamal in der Magengegend. Einen Atemzug lang schnappte er nach Luft, dann überwältigte ihn die Wut. Der Hieb, mit dem er antwortete, saß. Der Jugendliche taumelte. Blut spritzte aus seiner Nase.

»Verdammter Scheißausländer!«, brüllte der andere mit überschnappender Stimme. »Ich zeig dich an! Dann schicken sie dich wieder nach Hause!«

»Ach ja?«, entfuhr es Djamal. »Komm nur her, du Großmaul! Dann zeig ich dir, wie mein Zuhause aussieht.«

Aus dem Augenwinkel sah er, wie die Kinder stehen blieben und starrten. Seine Mutter griff panisch nach seinem Arm. »Djamal, hör auf! Lass uns gehen! Sei vernünftig, bitte! Die beiden sind angetrunken!«

Unwirsch schüttelte er sie ab. »Deswegen müssen wir uns nicht von ihnen beleidigen lassen«, zischte er wütend. »Wenn sie keinen Alkohol vertragen, sollten sie die Finger davon lassen!«

»Fick dich!«, brüllte der Untersetzte, wischte sich das Blut von der Nase und stürzte sich erneut auf Djamal.

»Herr Khadim?«

Djamal versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, vergeblich. Vor ihm hockte ein Polizeibeamter, der nicht älter schien als er selbst.

Wo waren die beiden Schläger?

Wo war seine Mutter?

»Herr Khadim, ich muss Sie mit auf die Wache nehmen. Können Sie aufstehen?«

Er nickte benommen.

Jemand drehte ihm die Arme auf den Rücken. Handschellen schlossen sich um seine Handgelenke.

»Was soll das?«, entfuhr es ihm.

Am Straßenrand stand ein Rettungswagen.

»Wo ist meine Mutter?«

»Ihrer Mutter geht es gut. Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Djamal!«, hörte er sie plötzlich rufen.

Er wandte sich hastig um, ein stechender Schmerz in seinem Kopf ließ ihn nach Luft schnappen, doch dann entdeckte er in einiger Entfernung seine Mutter, die eine protestierende Polizeibeamtin ignorierte und hastig an ihr vorbei auf ihn zurannte. Sie umschloss mit den Händen fürsorglich und prüfend zugleich sein Gesicht, sobald sie ihn erreichte. »Ist alles in Ordnung?«, fragte sie außer Atem.

Djamal nickte vorsichtig. »Und mit dir?« Er war noch immer nicht ganz bei sich.

»Mir geht es gut, Djamal«, versicherte sie. »Ich rufe einen Anwalt an. Sag nichts, bevor er da ist.«

Dann wurde er auch schon in ein Polizeifahrzeug geschoben. Die Tür schloss sich, und das Gesicht seiner Mutter verschwand hinter der Scheibe. Sie lief mit dem Fahrzeug mit, als es langsam anrollte, rief noch etwas, gestikulierte, aber er konnte sie nicht verstehen. Im Wageninneren war es stickig, und während der kurzen Fahrt wurde ihm so schlecht, dass er sich beinahe übergeben hätte. Als sie schließlich hielten und sich die Tür öffnete, stolperte er erleichtert hinaus. Die Sonne blendete ihn.

Die Polizeiwache war in einem alten Gebäude untergebracht, in dem es angenehm kühl war. Der Beamte brachte ihn in ein Büro und wies ihn an, auf einem Stuhl vor einem Schreibtisch Platz zu nehmen.

»Warten Sie bitte einen Moment«, sagte er und postierte sich auf der anderen Seite einer Glastür, die das Büro von dem nächstgrößeren trennte, in dem mehrere Beamte in Zivil an Computern arbeiteten.

Djamals Kopf brummte, und sein Magen schmerzte dort, wo ihn die Faust des Unteretzten getroffen hatte. Er starrte auf die Rückseite des Computerbildschirms auf dem Schreibtisch, auf den Aktenschrank an der Wand und die gefiederte Topfpflanze auf dem Fensterbrett. Sein Verstand funktionierte noch immer nicht richtig. Warum war er hier? Warum in Handschellen?

Die Tür öffnete sich, und ein drahtiger Mann mittleren Alters, ebenfalls in Zivil, der sich ihm als Polizeihauptkommissar Thomas Schlegel vorstellte, kam herein.

Djamaal richtete sich auf seinem Stuhl auf. »Nennen Sie mir einen Grund, warum man mich hierhergebracht hat!«, forderte er. »Noch dazu in Handschellen!«

Schlegel maß ihn mit einer Kälte, die Djamaal verstummen ließ. »Das müssten Sie doch am besten wissen, oder?«, entgegnete er in entsprechendem Tonfall.

Die Worte seiner Mutter kamen Djamaal in Erinnerung.

Ich rufe einen Anwalt an. Sag nichts, bevor er da ist.

Etwas lief hier gewaltig schief.

Noch immer konnte er sich nicht erinnern, was genau geschehen war, welchen Verlauf die Auseinandersetzung mit den beiden Jugendlichen genommen hatte. Das letzte Bild, das er aufrufen konnte, war das wutverzerrte Gesicht des Unteretzten, als er sich auf ihn stürzte.

Schlegel legte die Papiere, die er in der Hand hielt, auf seinen Schreibtisch und setzte sich. Djamals Blick blieb an dem kurzen, von Grau durchzogenen Haar hängen, das mit Gel in Form gebracht war, dem teuren, dezent gemusterten Oberhemd mit kurzem Arm.

»Herr Khadim, ich möchte zuerst Ihre Personalien mit Ihnen abgleichen.« Schlegel warf einen Blick auf seine Unterlagen. »Ihr Name ist Djamaal Khadim, geboren am 20. Juli 1997 in Berlin. Sie sind wohnhaft

in der Tschaikowskistraße in Berlin-Pankow und sind deutscher Staatsangehöriger. Ist das richtig?»

Djamal nickte wortlos.

Schlegel lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück und betrachtete ihn schweigend. »Sie sind vor zehn Tagen von einem dreiwöchigen Aufenthalt aus dem Irak zurückgekehrt«, fuhr er dann fort.

Djamal erstarrte.

Es passierte tatsächlich.

Er hatte sich geweigert zu glauben, was die anderen an der Uni erzählten, hatte nicht für möglich gehalten, dass diese Personenüberwachung und Datensammlung, von der alle sprachen, auch auf ihn zutreffen könnte. Er schluckte unwillkürlich, als er sich fragte, welche Informationen noch mit rotem Ausrufezeichen neben seinem Namen auftauchten, sobald seine Daten in ein behördliches System eingegeben wurden. Er bemühte sich, ruhig zu bleiben, seine Irritation zu verbergen, doch seine Stimme klang selbst in seinen Ohren angespannt, als er fragte: »Was hat das mit dem heutigen Vorfall zu tun?«

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Schlegel kühl. »Sagen Sie es mir. Sie haben auf offener Straße zwei deutsche Jugendliche angegriffen und einen der beiden nicht unerheblich verletzt. Er wird noch im Krankenhaus behandelt.«

Wie bitte?

Was war geschehen? Was sollte er getan haben?

Djamal wollte widersprechen. So war es nicht gewesen. Seine Mutter konnte das bezeugen. Doch er schwieg. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals, als er erneut an ihre Worte dachte.

Ich rufe einen Anwalt an. Sag nichts, bevor er da ist.

Anscheinend hatte sie vor Ort schon erkannt, dass es Probleme geben würde. Aber warum? Warum saß er auf einem Polizeirevier und wurde beschuldigt, obwohl sie angegriffen worden waren?

Aus zusammengekniffenen Augen betrachtete er den Kriminalbeamten. War auch er einer von denen, die sich von der aufgeheizten

Stimmung anstecken ließen, oder warum behandelte er ihn wie einen potenziellen Gefährder?

Die hohe Zahl der Flüchtlinge sorgte für Nervosität unter den Berlinern. Djamal erlebte es jeden Tag. Die Anschläge in deutschen und europäischen Städten in den vergangenen zwei Jahren hatten ein latentes Misstrauen gegenüber allem Fremden wachsen lassen, das es vorher in dieser bunten Stadt nicht gegeben hatte und das das tägliche Leben unterwanderte. Es äußerte sich in Gesten und Blicken, in unerwarteter Distanz und eskalierte in vereinzelt hysterischen Angstausschüben, die stets aufs Neue geschürt wurden, wenn es der Politik zupasskam.

Er hatte aufgehört zu zählen, wie oft er in den vergangenen Monaten kontrolliert worden war, wenn er sensible Bereiche wie das Regierungsviertel aufgesucht hatte, hatte darüber Scherze gemacht, sich bemüht, nicht wütend zu reagieren. Aber es war auf Dauer nicht leicht, den Argwohn zu ignorieren, den sein orientalisches Äußeres provozierte.

›Ihr dürft euch davon nicht beeinflussen lassen‹, predigten seine Eltern immer wieder, auch wenn sie ihre Sorge über die sich zuspitzende Lage in der Stadt nicht verhehlen konnten. ›Ihr seid vollwertige Bürger dieses Staates, wie alle anderen auch.‹

›Sind wir das wirklich?‹, hatte er gefragt. Nicht seine Eltern, ihnen widersprach er nur selten, obwohl er ihren Langmut nicht nachvollziehen konnte. Er hatte das Thema mit seinen gleichaltrigen Verwandten diskutiert, vor allem mit seinem Cousin Issam und dessen Freunden. Und es fiel ihm immer schwerer, auf den Dialog als Lösung zu setzen, so, wie er es zunächst auch heute versucht hatte.

›Nun?‹, hakte der Beamte ihm gegenüber nach. ›Wollen Sie zu den Vorwürfen Stellung nehmen, die gegen Sie vorgebracht werden?‹

Djamal versuchte, seinen wachsenden Zorn zu kontrollieren, aber es wollte ihm nicht gelingen. Nicht einmal über seine Rechte wurde er belehrt. ›Ich denke, ich warte auf meinen Anwalt‹, entgegnete er und war stolz, wie gefasst er diesen Satz hervorbrachte.

KAPITEL 2

Marc Bauer starrte auf die Monitore in der operativen Einsatzzentrale des Bundesnachrichtendienstes und verfolgte, wie uniformierte Polizisten Absperrungen um die Trümmer einer Werkshalle zogen und ankommende Rettungswagen einwiesen. Er konnte es förmlich spüren, wie das Entsetzen durch alle Kanäle rauschte, sich in den Adern des Landes verteilte und Kräfte aktivierte, die nur darauf gewartet hatten, dass genau das passierte, was nun geschehen war, die es vorhergesagt, aber kein Gehör gefunden hatten.

Die Bilder, die auf den Monitoren flirrten, bestimmten seit zwei Jahrzehnten sein Leben, heute jedoch mit dem entscheidenden Unterschied, dass die zerstörten Gebäude nicht in Gaza-Stadt, Bagdad oder Damaskus standen, sondern mitten in Europa. Dass die Überlebenden, die fassunglos und tränenüberströmt ihre Toten hielten, Franzosen waren. Erneut Franzosen. Ungeachtet der Notstandsgesetze, die nach den Attentaten in Paris und Nizza erlassen worden waren, ungeachtet der mehr als dreitausend Festnahmen möglicher Verdächtiger und sogenannter Gefährder, der landesweiten Verstärkung der Sicherheitsmaßnahmen, der Polizei- und Militärpatrouillen und der Intensivierung der Arbeit der Nachrichtendienste. All das war nichts als Kosmetik gewesen. Hilfloser Aktionismus. So schien es zumindest im Moment.

Fünfundzwanzig Tote, mehr als zweihundert Verletzte, lautete die vorläufige interne Meldung, die er soeben erhalten hatte. Ein Mann mit vermutlich nordafrikanischem Migrationshintergrund hatte sich in der Kantine eines der größten Energieversorger Frankreichs in die Luft gesprengt. Gleichzeitig waren in einer Werkshalle zwei Sprengsätze detoniert, und durch einen Hackerangriff auf die Software des Unter-

nehmens war im gesamten kommunalen Versorgungsbereich der Strom ausgefallen und damit das öffentliche wie das private Leben vorübergehend lahmgelegt. Es war eine konzertierte Aktion gewesen. Nicht die Tat eines Einzelnen. Das war das Bedenkliche. Eine Demonstration der Macht.

Egal, was ihr tut. Ihr haltet uns nicht auf.

Das war es, was das Entsetzen auslöste. Wie hatten die Absprachen für ein Attentat solchen Ausmaßes trotz der angeblich so lückenlosen Überwachung in Frankreich stattfinden können?

Bauer ahnte, dass genau diese Frage jeden der Anwesenden in der Einsatzzentrale des BND beschäftigte, und er meinte, die unterschwellige Anspannung in dem Großraumbüro zu spüren, während Telefone klingelten, Drucker Informationen ausspion und Mitarbeiter hektisch hin und her eilten. Wie reagierten die radikalen Zellen in Deutschland auf die Tat? Gab es Verbindungen nach Frankreich? Wie hoch war die Gefahr eines Anschlags hierzulande, der tatsächlich gesteuert und nicht die Tat eines einzelnen Verwirrten war?

Seit sich die Bedrohung durch islamistische Terrororganisationen konkretisiert hatte, arbeiteten BND und Verfassungsschutz über die regelmäßigen Arbeitsgruppen im Gemeinsamen Terrorismusabwehrzentrum hinaus eng zusammen, um die einzelnen Zellen im Land und den Grad ihrer Radikalisierung zu beobachten. Bauer selbst stand einer neu gebildeten Abteilung innerhalb des BND vor, für die auch Mitarbeiter des Verfassungsschutzes abgestellt waren. Seine langjährige Nahost-Erfahrung und seine Kenntnis der extremistischen Szene hatten ihn mehr oder weniger gegen seinen Willen in diese Position katalpultiert. Für die Überwachung der potenziellen Gefährder stand ihnen modernste Technik zur Verfügung, Möglichkeiten, von denen andere staatliche Abteilungen nur träumten und die, sollte etwas über ihre Anwendung publik werden, einen Sturm der Entrüstung in der Republik auslösen würden. Dessen war sich Bauer sicher. Aber nur so entging ihnen nichts. Das gespannte Netz war so engmaschig, dass niemand ungesehen hindurchschlüpfte. Es sei denn, es handelte sich um

jene jungen Männer aus dem Heer dschihadistischer Unterstützer, die sich vorzugsweise zu zweit oder zu dritt schnell und ohne große Planung oder Absprachen für terroristische Einzelaktionen gewinnen ließen. Solche Taten waren auch mit Hilfe der besten nachrichtendienstlichen Mittel nicht vorherzusagen. Sie konnten jederzeit und überall passieren.

»Herr Bauer?« Der diensthabende Leiter der Einsatzzentrale, ein militärisch wirkender Mitdreißiger, war zu ihm getreten, eine Aktenmappe in der Hand. »Das Treffen im Terrorismusabwehrzentrum in Treptow findet in einer Dreiviertelstunde statt. Ich habe alle nötigen Informationen und Fakten für Sie zusammenstellen lassen. Regelmäßige Updates erhalten Sie wie üblich verschlüsselt direkt auf Ihr Telefon.«

Bauer nahm die Mappe entgegen und überflog die Papiere. Sie enthielten nichts, was er nicht bereits wusste. »Ist bei den französischen Behörden schon ein Bekennerschreiben eingegangen?«

»Wir haben noch keine Mitteilung darüber erhalten. Aber es gibt erste Hinweise, dass es sich bei dem Selbstmordattentäter tatsächlich um einen Mann algerischer Abstammung handelt.«

»Vielen Dank.« Bauer zog sein Handy aus seiner Jackentasche und orderte einen Dienstwagen.

Wenig später verließ er das Gebäude. Obwohl es noch früh am Tag war, schien die Sonne bereits angenehm. Der bestellte Wagen wartete schon auf ihn. Im Seitenfenster blickte er auf sein Konterfei, einen hochgewachsenen, schlanken Mann in grauem Anzug mit dunklem, kurzem Haar, markantem Gesicht und einer Sonnenbrille – unauffällig genug, um auf den ersten Blick als Manager oder Banker durchzugehen. Erst auf den zweiten Blick, so seine Erfahrung, strafte sein Auftreten und seine Haltung das zivile Bild Lügen.

Als er die Tür des Wagens öffnete, begrüßte ihn der Fahrer, dessen Halbglätze im einfallenden Sonnenlicht wie poliert glänzte, mit höflicher Zurückhaltung. »Sie wollen nach Treptow?«

»Das ist richtig«, entgegnete Bauer. »Wie ist die Verkehrslage?«

»Knappe halbe Stunde werden wir brauchen«, bemerkte der Fahrer, der nicht nur dem Tonfall nach ein Berliner Urgestein war.

Bauer erinnerte sich noch gut daran, wie ihn der untersetzte Mann in seiner Anfangszeit in der Hauptstadt hin und wieder von seiner Wohnung abgeholt und mit immer neuen Geschichten über die Stadt und ihre Bewohner unterhalten hatte. Jetzt war ihm jedoch nicht nach Konversation zumute, und der Fahrer benötigte nur einen flüchtigen Blick in den Rückspiegel, um den Gemütszustand seines Gastes einzuschätzen. Schweigend konzentrierte er sich auf den Verkehr, während Bauer noch einmal seine Unterlagen durchging.

Mehrere Nachrichten erreichten ihn auf der halbstündigen Fahrt, darunter Korrekturen zur Anzahl der Toten und Verletzten, weitere Vermutungen bezüglich der Identität des Selbstmordattentäters und erste Stellungnahmen aus der Politik. Kurz vor Erreichen des Ziels klingelte sein Telefon. »Vermutlich gibt es eine Spur nach Deutschland«, teilte ihm der Leiter der Einsatzzentrale mit.

Bauer lehnte sich im Polster des Wagens zurück und schloss für einen Moment die Augen, während er sich ausmalte, was diese Information bedeutete, sollte sie sich bestätigen.

Als er den Konferenzraum im Terrorismusabwehrzentrum betrat, scannte er in alter Gewohnheit die Gesichter der Anwesenden, um möglichst schnell die Stimmung zu erfassen. Ihre Arbeitsgruppe setzte sich größtenteils aus Vertretern des Bundesnachrichtendienstes, des Verfassungsschutzes und des Bundeskriminalamtes zusammen. Einzelne Vertreter der Länder waren ebenfalls anwesend sowie ein ständiger Vertreter des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge. Sie alle waren Spezialisten auf ihrem Fachgebiet und durch ihre jahrelange Erfahrung abgeklärt, dennoch schien auch hier eine gewisse Anspannung in der Luft zu liegen.

Sein Blick blieb schließlich an einem hageren, grauhaarigen Mann hängen, der ihn im selben Moment bemerkte und sofort auf ihn zukam. »Marc Bauer! Warum bin ich nicht überrascht, Sie hier zu tref-

fen?«, begrüßte ihn Jochen Metzner und streckte ihm die Hand entgegen.

Bauer erwiderte den festen Händedruck des Beamten vom BKA, mit dem er in der Vergangenheit schon des Öfteren zusammengearbeitet hatte.

»Was halten Sie von der aktuellen Situation?«, ging Metzner, wie es seine Art war, sofort in medias res. »Wie schätzen Sie die Situation ein?«

Bauer rieb sich das Kinn. »Die Verhältnisse in Frankreich sind meiner Meinung nach nicht auf Deutschland übertragbar. Das hohe Gefährdungspotenzial im Nachbarland begründet sich in dessen Historie.«

»Frankreichs nicht wahrgenommene Verantwortung als ehemalige Kolonialmacht im Nahen Osten?«

Bauer nickte. »Und die verfehlte Sozialpolitik der Franzosen, die eine ganze Bevölkerungsgruppe vom gesellschaftlichen Leben ausschließt, sie in Ghettos verbannt und ihrer Jugend keine Perspektive bietet. Das ist ein Problem, das wir hierzulande glücklicherweise nicht haben.«

»Das ist sicher richtig«, stimmte Metzner zu, »dafür haben wir eine Vielzahl von Politikern und Lobbyisten, die versuchen, jede Krise zu ihren Gunsten publikumswirksam auszuschlachten.«

Bauer entging nicht die Resignation in Metzners Stimme. »Wie es scheint, haben wir dieselben schlechten Erfahrungen gemacht«, bemerkte er trocken.

»Es wäre nicht das erste Mal, dass das Kabinett ungeachtet aller Fakten übereilt Entscheidungen trifft, die uns langfristig mehr schaden als nützen.«

Bauer wusste genau, worauf der BKA-Mann hinauswollte. In seiner jetzigen Position berichtete er direkt an den Beauftragten der Geheimdienste im Bundeskanzleramt, und ebenso wie seine anwesenden Kollegen informierte und beriet er die verteidigungspolitischen und sicherheitsrelevanten Gremien, doch alle dort vermittelten Fakten

und Erfahrungswerte wurden im Zweifelsfalle ignoriert, wenn es der Polemik dienlich war. Dieser Umstand stellte momentan für alle Anwesenden die größte Bedrohung dar, wenn zu starker Druck auf die Kabinettsmitglieder ausgeübt wurde, führte das erfahrungsgemäß zu übereilten Entscheidungen und Beschlüssen, die sich häufig langfristig als nachteilig erwiesen hatten.

Doch in der jetzigen Situation war es nicht hilfreich, sich mit solchen Gedanken zu belasten, und Bauer hatte schon eine entsprechende Antwort für Metzner parat, als sich die Tür zum Konferenzraum erneut öffnete. Überrascht blickte Bauer auf den schlaksigen jungen Mann, der in seinem schlecht sitzenden Anzug wie verkleidet aussah.

Sie hatten sich wie lange nicht gesehen?

Waren es vier oder schon fünf Jahre?

Lukas Weber war älter geworden. Ernster. Sein Ausdruck und seine Haltung zeigten, dass nicht alles glattgelaufen war in der Vergangenheit. Doch sein Jungengesicht leuchtete in einem breiten Grinsen flüchtig auf, als er Bauer erkannte.

KAPITEL 3

Als Djamal von seinem Anwalt erfuhr, dass Thomas Schlegel ein Mitarbeiter der Abteilung Staatsschutz der Kriminalpolizei war, brach ihm der Schweiß aus. Die Abteilung ließ Erinnerungen wachwerden an die Vergangenheit seiner Eltern in der DDR, an Geschichten, die von Verhältnissen berichteten, die ihm ebenso fremd und unwirklich erschienen wie jene in den Erzählungen, die seine Großmutter von ihrer Jugend im Irak zum Besten gab.

Vor zehn Tagen erst war er von dort zurückgekehrt. Er hatte Basra besucht, den Ort, aus dem seine Großeltern vor einem halben Jahrhundert nach Ostberlin geflohen waren. Er hatte Großtanten und entfernte Cousinen in der Millionenstadt im Süden des Irak getroffen, und ihre Ähnlichkeit mit seiner *Umm* hatte ihn sprachlos gemacht, ebenso wie ihr Kampf ums Überleben in dem instabilen Land ihn verstört hatte, zumal sie ihr Schicksal mit einer Gelassenheit trugen, die er aus seinem westlich geprägten Kosmos heraus nicht nachvollziehen konnte. Es war ein Familienbesuch gewesen, eine Reise in die Vergangenheit, ins Land seiner Wurzeln. Und deswegen ermittelte nun der Staatsschutz gegen ihn?

»Warum?«, fragte er seinen Anwalt nervös. »Was wollen die von mir? Was hab ich getan?«

»In der angespannten Sicherheitslage reagieren die Behörden übernervös«, versuchte dieser ihn zu beruhigen. »Nehmen Sie das nicht persönlich.« Er war schon älter und von beachtlicher Leibesfülle, und im ersten Moment hatte Djamal an der Wahl seiner Mutter gezweifelt, doch dann hatte er verfolgt, wie der Mann Hauptkommissar Thomas Schlegel ruhig und sachlich in seine Schranken gewiesen und ein Vieraugengespräch mit seinem Mandanten gefordert hatte.

»Bei Straftaten mit Ausländerbeteiligung schaltet sich derzeit häufig der Staatsschutz ein«, fügte er jetzt erklärend hinzu.

Djamal ballte die Fäuste in seinem Schoß. »Ich bin kein Ausländer«, stieß er zwischen zusammengepressten Lippen hervor.

»Nein, natürlich nicht. Nicht auf dem Papier. Aber für viele Menschen sind Sie es. Das wissen Sie selbst. Da müssen wir uns nichts vormachen. Dazu kommt Ihre Reise in den Irak, und schon ...« Er sprach den Satz nicht zu Ende, machte aber eine eindeutige Geste mit den Händen und zuckte mit den Schultern.

Djamal versuchte, sich zu beruhigen. Nicht der Wut den Platz in seinem Hirn zu überlassen, den er jetzt für klare Gedanken benötigte.

»Unangenehm sind im Moment die Anschuldigungen der Jugendlichen gegen Sie«, fuhr der Anwalt fort. »Unabhängig voneinander scheinen sie zu behaupten, dass Sie als Erster zugeschlagen haben.«

Djamal atmete tief durch. »Meine Mutter und sicher auch andere, die den Vorfall verfolgt haben, können bezeugen, dass das nicht der Wahrheit entspricht. Ich habe nur reagiert.«

»Tut mir leid, aber so wie es aussieht, gibt es keine weiteren Zeugen außer ein paar Kindern, deren Aussagen völlig widersprüchlich sind.«

Djamal schluckte. »Was heißt das?«

»Das heißt, dass die Staatsanwaltschaft Anklage wegen Körperverletzung erheben wird.« Der Anwalt räusperte sich. »Da Sie bislang nicht aufgefallen sind, wird das Gericht sich unter Umständen mit einer zu leistenden Geldbuße zufriedengeben. Im schlimmsten Fall läuft es auf eine Bewährungsstrafe hinaus.«

»Das heißt, ich wäre vorbestraft?«

»Sie sind erst einundzwanzig. Ich werde mich dafür einsetzen, dass der Fall vor ein Jugendgericht kommt, dann werden die Akten gelöscht, sobald die Strafe abgegolten ist.«

Djamal platzte der Kragen. »Diese betrunkenen Rowdys haben meine Mutter fast zu Boden gestoßen!« Ungehalten hieb er mit der Faust auf den Tisch. »Das kann doch nicht sein, dass sie damit straffrei durchkommen! Warum steh ich plötzlich wie ein Verbrecher da?«

Der Anwalt zögerte. »Sie haben ordentlich zugeschlagen.«

»Ach, Scheiße!«, entfuhr es Djamal. Frustriert lehnte er sich zurück und verschränkte seine Arme.

Der Anwalt stand schwerfällig auf. »Jetzt holen wir Sie erst einmal hier raus. Beantworten Sie die Fragen der Polizei, wie wir es besprochen haben, dann können Sie in einer halben Stunde nach Hause fahren.«

Als Thomas Schlegel in das Verhörzimmer im Souterrain kam, in dem sie inzwischen saßen, erinnerte sich Djamal an die Dankbarkeit, die er empfunden hatte, als er nach seiner Irakreise am Flughafen Tegel wieder deutschen Boden unter den Füßen gespürt hatte. Er erinnerte sich an die Streitgespräche, die er mit seinem Cousin Issam geführt hatte, daran, wie er dieses Land und seine Werte verteidigt hatte gegen die radikalen Ansichten Issams. Doch angesichts des überheblichen Blicks des Hauptkommissars, mit dem dieser ihm nun erneut begegnete, schimpfte er sich selbst einen naiven Narren. Und Schlegel war nur einer von vielen.

Erst mit Sorge, dann mit Entsetzen hatte Djamal verfolgt, wie viel Zulauf die rechtsorientierten Parteien erhielten und wie die Kanzlerin, der er normalerweise nicht viel abgewinnen konnte, für ihre Politik der offenen Tür selbst von eigenen Parteimitgliedern gerügt worden war. Er hatte seinen gleichaltrigen Cousin mütterlicherseits, mit dem er seit seiner Kindheit befreundet war, in die Flüchtlingsunterkunft in Moabit begleitet, hatte mit Menschen aus Syrien gesprochen, denen man das Grauen und die Trauer noch immer ansehen konnte, wenn sie von der Heimat sprachen, die sie verloren hatten, und den Familienmitgliedern, die getötet worden waren. Und dann war er auf die Straße getreten und hatte den Wohlstand betrachtet, von dem die Deutschen, die sich hinter dem rechten Banner versammelten, nichts abgeben wollten. Er hatte die Politiker reden hören, die Menschen-schicksale gegen Wählerstimmen aufwogen, und dennoch hatte er Issams seit einigen Monaten immer radikaler werdendem Gedanken-

gut widerstehen können. Aber wohin hatte ihn sein Vertrauen in diese Gesellschaft gebracht? Was half ihm sein deutscher Pass in dieser Polizeidienststelle, wo er sich von einem Mann wie Schlegel als mutmaßlichen Terroristen betrachten lassen musste. Er hatte nur seine Mutter gegen randalierende, betrunkene Jugendliche verteidigt.

Ich rufe einen Anwalt an. Sag nichts, bevor er da ist.

Seine *Umm* hatte längst realisiert, wohin die Reise in diesem Land ging, auch wenn sie nach wie vor Zurückhaltung und Besonnenheit predigte. Aber war das wirklich die Lösung? Sprach sie nicht nur aus der Angst heraus, ihn zu verlieren, da sie um das Niemandsland wusste, in das er sich gedrängt fühlte, und um die Zweifel, die er hegte? Wie oft hatten sie die Diskussion geführt, ob er Iraker oder Deutscher war, und wie oft hatte er dabei die Furcht in ihren Augen gesehen? Er spürte, wie sich der Wutball in seinem Inneren weiter verfestigte, als Thomas Schlegel sich setzte und ein Diktiergerät auf den Tisch stellte.

»Können wir beginnen?«

Djamal überließ seinem Anwalt das Reden.

Als er, wie angekündigt, eine Dreiviertelstunde später aus dem Dienstgebäude hinaus auf die Straße trat und die wohlthuende Frühlingssonne ihn umfing, hatte er sich noch immer nicht beruhigt. Er musste mit jemandem reden. Jemandem, der nicht versuchen würde, ihn zu beruhigen wie seine Mutter oder der übergewichtige Jurist, der ihm schnaufend folgte und dabei versicherte: »Wir werden das abwenden. Sie werden mit einem blauen Auge aus der Geschichte rauskommen und den Vorfall schon bald vergessen haben.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, entfuhr es Djamal ungewollt.

Der Anwalt betrachtete ihn ernst. »Machen Sie jetzt keine Dummheiten. Die Polizei wird Ihre nächsten Aktivitäten verfolgen, davon sollten Sie ausgehen.«

Sollen sie doch, dachte Djamal voller Zorn.

In seiner Hosentasche vibrierte sein Telefon. Er zog es heraus. Es war eine Nachricht von Issam. Sein Finger schwebte schon über der

Tastatur, aber er antwortete nicht. Auch Issams Hasstiraden waren nicht das, was er jetzt hören konnte oder wollte. Er drückte die Nachricht weg. Es gab nur einen Menschen, nach dem er sich jetzt sehnte. Beinahe hastig öffnete er den Kontakt.

Bist du zu Hause? Hast du Zeit?

Die Antwort kam sofort.

Ja.

Dann bin ich in zwanzig Minuten da.

Okay. Freu mich.

Er verabschiedete sich von seinem Anwalt und war schon auf dem Weg zur nächstgelegenen S-Bahn-Station, als ihm einfiel, dass er nicht gefragt hatte, wie es weitergehen würde. Dass er sich nicht einmal den Namen des Mannes gemerkt hatte. Aber es war auch nicht wichtig. Nicht jetzt.

KAPITEL 4

Verfassungsschutz.« Bauer blickte Lukas Weber kopfschüttelnd an.
»Wie lange schon?«

Sie standen in dem langen Flur vor dem Tagungsraum im GTAZ, dem Gemeinsamen Terrorismusabwehrzentrum. Bauer nippte an seinem Kaffee, Weber hielt eine Dose Cola in der Hand und grinste Bauer verlegen an. »Die haben mich abgeworben, nachdem Sie weggegangen sind, Chef.«

»Und? Geht es Ihnen gut in Köln?«

Weber verzog kurz das Gesicht. »Es ist nicht der BND, aber es ist okay. Ich habe mich durchgebissen.«

»Wie ich eben gehört habe, haben Sie bereits Personalverantwortung.«

»Ein sehr überschaubares, kleines Team«, wiegelte Weber ab.

»Machen Sie sich nicht klein, Lukas. Sie haben das Zeug dazu.«

»Vielleicht. Ich denke, ich kann die Jungs gut motivieren. Aber es ist manchmal doch recht eng in der Behörde. Rechtsextremismus. Linksextremismus. Beobachtung von Parteien ...« Er sah Bauer vielsagend an. »Sie wissen, was ich meine.«

»Bei uns war es bisweilen auch recht eintönig.«

»Kam ganz drauf an, mit wem man zusammengearbeitet hat.«

»Ah ja?«, erwiderte Bauer trocken.

Nachdenklich rührte er in seinem Kaffee und beobachtete, wie Weber die Cola-Dose in seiner Hand drehte. Wenn er in Gedanken war, verlor sich der jugendliche Übermut aus seinen Zügen, und erneut trat die Ernsthaftigkeit hervor, die davon zeugte, dass bei weitem nicht alles so glattgelaufen war in den vergangenen Jahren, wie er jetzt vorgab.

»Warum haben Sie den BND verlassen?«, hakte Bauer deshalb nach. Es war keine Frage, die er stellen wollte. Noch weniger wollte er die Antwort hören, die er, wenn er ehrlich zu sich selbst war, längst kannte. Aber er war es Weber schuldig.

Für einen Moment wich der jüngere Mann Bauers Blick aus und nahm einen Schluck von seiner Cola. Dann sah er seinem ehemaligen Vorgesetzten jedoch offen in die Augen. »Ich hatte beim BND keine Chance mehr nach unserem letzten gemeinsamen Alleingang. Ich habe es versucht auf dem Posten, der mir danach angeboten wurde, aber es war hoffnungslos.«

Bauer nickte betroffen. Genau das hatte er befürchtet. Er hätte Weber nicht zurücklassen dürfen. »Ich hätte Sie mit in den Nahen Osten nehmen sollen.«

Weber schüttelte den Kopf. »Ich war damals noch nicht so weit.« Er lachte auf, als ihm bewusst wurde, was er gerade gesagt hatte. »Damals! Ich rede wie ein Veteran. Es ist keine fünf Jahre her.«

»Das kann eine lange Zeit sein. Die anderthalb Jahre in der Hauptstadt erscheinen mir wie eine Ewigkeit.«

Weber grinste breit. »Bürotätigkeit war noch nie was für Sie.«

»In der Tat«, stimmte Bauer ihm zu.

Webers Offenheit war erfrischend und rang ihm ein Lächeln ab, zeigte ihm aber auch schonungslos, wie erstarrt er war in einem Leben, das nicht das seine war. »Was führt Sie heute ins GTAZ?«, fragte er, um von sich selbst abzulenken.

Weber zuckte mit den Schultern. »Ist mal ein wenig Abwechslung zu Köln.«

Bauer zog irritiert eine Augenbraue hoch. »Abwechslung zu Köln?«

Weber wand sich.

»Ich hab mich dafür beworben«, gab er schließlich zu.

»Einfach so?«

Da war es wieder das jungenhafte Grinsen, gepaart mit einer Spur von Verlegenheit, die ihm gut zu Gesicht stand. »Ich werde einen Kol-

legen ablösen, der vom Verfassungsschutz abgestellt ist, um in Ihrer Abteilung mitzuarbeiten.«

Bauer nickte knapp. »Ich bin über den Wechsel informiert, aber Ihren Namen habe ich in dem Zusammenhang nicht gelesen, und soweit ich weiß, findet der besagte Wechsel auch erst in vier Wochen statt.«

»Ich bin hier, um mich einzuarbeiten, und werde parallel einen unserer Mitarbeiter ersetzen, der kurzfristig nach Köln zurückbeordert wurde.« Er räusperte sich. »Ich war für diesen Dienstposten ursprünglich nicht vorgesehen, aber ich dachte, ich könnte mal wieder ein wenig Spaß gebrauchen.«

»Spaßig wird das wohl kaum«, bemerkte Bauer.

»Meine Güte, Chef«, stellte Weber plötzlich nüchtern fest. »Diese Stadt tut Ihnen wirklich nicht gut.«

In diesem Moment erschien Jochen Metzner in der Tür des Tagungsraums. »Ich muss Ihren Plausch über alte Zeiten leider unterbrechen.«

»Es war eher eine Vorbereitung auf die künftige Zusammenarbeit«, korrigierte Weber.

Metzner schmunzelte. »Das eine impliziert das andere, oder?« Dann wurde er ernst. »Es gibt keine guten Nachrichten.«

Bauer ahnte, was Metzner meinte. »Hat sich die Information, dass sich einer der mutmaßlichen Attentäter nach Deutschland abgesetzt haben soll, bestätigt?«

»Gerade eben.«

Metzner war, wie Bauer inzwischen erfahren hatte, nach wie vor beim BKA in Berlin und hatte sein Büro in der Dienststelle auf dem alten Kasernengelände am Treptower Park, wo auch das GTAZ untergebracht war. Die Wege waren also kurz für ihn.

»Handelt es sich um einen Rückkehrer?«, wollte Weber wissen und warf einen Blick auf das Whiteboard am anderen Ende des Raums, auf dem nach und nach alle relevanten Informationen erschienen.

Metzner brachte sie auf den aktuellen Stand. »Nach Angaben der Franzosen war der Mann mehr als ein Jahr im Nahen Osten und an

der Einnahme von Mossul durch den Islamischen Staat im Irak beteiligt.«

Um sie herum summt der Raum vor Aktivität wie ein Bienenstock. Über ein gesichertes Netzwerk wurden die eintreffenden Informationen per Telefon und E-Mail in die Dienststellen der Bundesländer weitergeleitet. Dort würden die Beamten ausschwärmen zur Überwachung und teilweise auch zur Befragung der islamistischen Gruppierungen und der im Visier der Behörden stehenden Einzelpersonen. Die Ergebnisse ihrer Arbeit würden wiederum hier in Berlin gesammelt und ausgewertet werden. Auch Lukas Weber hatte nach einem kurzen Austausch mit einem Kollegen bereits sein Telefon in der Hand, um, wie Bauer vermutete, V-Leute und eventuelle verdeckte Ermittler zu informieren, mit denen der Verfassungsschutz die muslimischen Kulturvereine infiltriert hatte, die unter seiner Beobachtung standen.

Bauer selbst setzte sich an ein freies Computerterminal. Es gab einen Verbindungsmann der französischen Nachrichtendienste, mit dem er Kontakt aufnehmen wollte, um eine Einschätzung aus erster Hand zu erhalten. Als er den Namen las, stutzte er. Dann wählte er die angegebene Mobilnummer.

»Ich dachte, du wärst im Ruhestand und kochst nur noch«, sagte er zur Begrüßung, nachdem er seinen Namen genannt hatte.

Der Mann am anderen Ende der Leitung lachte, aber Bauer entging nicht die Bitterkeit, die darin lag. »In Krisenzeiten nimmt unsere Regierung darauf keine Rücksicht.«

»Wann hat man dich reaktiviert?«

»Nach den Anschlägen von Paris.«

»Was sagt deine Frau dazu? Ihr habt doch geheiratet, oder?«

»Im vergangenen Jahr, ja. Sie ist noch in Jordanien.«

»Das ist nicht unbedingt beruhigend.«

»Nein, das gefällt mir auch nicht.«

Dass François Hermier sich derart knapp äußerte, zeigte, wie angespannt er war. Bauer kannte den Agenten des französischen Auslands-

nachrichtendienstes seit vielen Jahren. Als Nahost-Experten ihrer Dienste waren sie sich häufig begegnet, vor allem während ihrer gemeinsamen Zeit in Damaskus. Vor einigen Jahren hatte es für die Franzosen dann einen schweren Zwischenfall in Syrien gegeben. Natürlich hatte der französische Dienst keine Details bekannt gegeben, aber über einen anderen Kontaktmann hatte Bauer erfahren, dass Hermier Ziel eines Anschlags und danach Opfer einer Geiselnhaft geworden war. Nach seiner Befreiung hatte sich der Franzose aus dem Geschäft zurückgezogen, obwohl er sein Pensionsalter noch nicht erreicht hatte. Dass seine Regierung ihn nun reaktiviert hatte, zeigte, wie sehr das Nachbarland unter Druck stand.

»Kannst du mir eine sachliche Beurteilung der Situation geben?«, fragte Bauer.

»Frei von Polemik und politischem Geschrei?«

»Genau das.«

»Wir sind selbst noch nicht weit«, gestand Hermier. »Der Schock sitzt tief, denn der Anschlag zeigt uns, dass all die Maßnahmen, die getroffen wurden, nicht gegriffen haben.«

Die südländische Übertreibung, die in Hermiers Worten lag, kommentierte Bauer nicht, sondern fragte: »Ist es richtig, dass nur einer der Attentäter fliehen konnte?«

»Das stimmt. Zwei weitere sind getötet worden. Allerdings haben wir noch keinen endgültigen Überblick über Helfer und Unterstützer.«

»Und von dem Flüchtigen nehmt ihr an, dass er nach Deutschland unterwegs ist, oder soll er schon hier angekommen sein?«

Hermier gab nur zögerlich eine Antwort. »Ein Mann, auf den die Beschreibung passt, wurde am Grenzübergang Basel von einer Videokamera aufgenommen«, sagte er schließlich.

Bauer unterdrückte ein Seufzen. »Das ist alles?«

»Ja, tut mir leid.«

»Ich erspare dir, wie das hier aufgenommen werden wird.«

»Ich kann es mir vorstellen, aber deswegen sprechen wir jetzt auch.«

»Hast du sonst noch etwas für mich?«

»Wir haben eine Akte über den Flüchtigen. Er ist in den vergangenen Jahren immer mal wieder auffällig geworden wegen kleiner Straftaten wie Eigentumsdelikte und Körperverletzung. Ich kann dir eine Kopie schicken.«

»Wir haben die Information erhalten, dass er im Irak für den IS gekämpft hat.«

Hermier ließ sich wieder Zeit mit seiner Antwort. »Wir können das nicht definitiv bestätigen. Wir haben Fotos von französischen Kämpfern ausgewertet, auf denen er zu erkennen ist, aber einen endgültigen Beweis haben wir nicht dafür.«

Bauer schloss für einen Moment die Augen. Es war überall das Gleiche. Es gab Mutmaßungen, manchmal auch Indizien, die auf Sachverhalte hinwiesen, und Schlüsse, die daraus gezogen wurden, aber verwertbare, handfeste Beweise gab es in der Regel nicht, weshalb alles, was sie unternahmen, in einem Nebel geschah, sich mehr auf Annahme als auf Gewissheit begründete und sich bei genauerem Hinsehen oft auflöste. So wie jetzt.

Noch während er mit Hermier sprach, begegnete er über den Raum hinweg Lukas Webers Blick, was seinen jüngeren Kollegen dazu veranlasste, aufzustehen und zu ihm zu kommen.

Mit wenigen Worten informierte Bauer ihn gleich darauf über den Inhalt seines Telefonats mit François Hermier.

Weber sah sich um. »Was machen wir damit?«

»Wir müssen die Ermittlungen entsprechend ausweiten, und dafür würde ich gern Metzner ins Boot holen.«

»Der alte Bürokrat wird sich deshalb nicht von seinem eingeschlagenen Kurs abbringen lassen«, gab Weber zu bedenken. »Die Erfahrung haben wir in der Vergangenheit schon des Öfteren gemacht.«

Wie Weber vorhergesagt hatte, stand Jochen Metzner den Informationen, die Bauer von Hermier erhalten hatte, skeptisch gegenüber.

»Nicht, weil sie nicht richtig sein könnten«, erklärte er, »sondern weil wir, sollten wir sie weiterverfolgen, von der vorgegebenen Linie

abweichen. Stellen wir in Frage, was die Franzosen uns offiziell an Informationen geben, kann das zu unangenehmen Verwicklungen führen, die wir gerade jetzt nicht brauchen.«

»Also ermitteln wir im Hinblick auf die eben erfahrenen Aspekte vorerst unter der Hand«, stellte Weber fest.

Metzner nickte. »Das wäre mein Vorschlag.« Er sah Bauer fragend an. »Ist das etwas für Ihre Abteilung?«

»Klar«, antwortete Weber an seiner Stelle.

Bauer warf ihm einen strengen Blick zu.

»Ich werde das übernehmen«, sagte er dann zu Metzner gewandt. »Für solche Aufgaben ist diese Abteilung gebildet worden.«

»Wenn Sie aus dem BKA Unterstützung benötigen, wenden Sie sich direkt an mich«, bat Metzner.

»Das mache ich.« Bauer sah auf seine Uhr. »Sie müssen mich jetzt entschuldigen. In einer halben Stunde steht per Videoschaltung das Briefing unserer Arbeitsgruppe für den Innenminister und seine engsten Mitarbeiter an. Ich habe dafür heute die Leitung und würde mich jetzt gern mit meinem Team absprechen.«

Metzner nickte. »Ist eine Pressekonferenz seitens des Ministeriums geplant?«

»Heute Mittag.«

KAPITEL 5

Nina Mainhardt öffnete die Tür der großräumigen Altbauwohnung, die sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester in der Lettestraße im Stadtteil Prenzlauer Berg bewohnte.

»Himmel, Djamal, was ist passiert? Du siehst ja fürchterlich aus!«, entfuhr es ihr, als sie ihren Freund sah.

Unter der Bräune, die er aus dem Irak mitgebracht hatte, war er blass und der Ausdruck in seinem schmalen Gesicht so angespannt, dass sie Schlimmes befürchtete. »Ist etwas mit deiner Familie? Deiner Schwester Ayasha?« Sie wusste, wie eng ihr Verhältnis war.

Djamal schüttelte den Kopf, und Nina trat hastig einen Schritt zurück, um ihn hereinzulassen. Sie war mit ihren ein Meter achtzig beinahe so groß wie er, eine schlanke und sportliche junge Frau mit langem braunem Haar, das sie meistens in einem Pferdeschwanz trug. Sie griff nach seiner Hand, spürte den Schweiß auf seiner Haut, die Nervosität, die unter der Oberfläche vibrierte. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, zog sie ihn in ihr Zimmer.

»Du stehst ja völlig neben dir«, sagte sie. »Was ist denn nur passiert?«

Sie sah, wie er schluckte, um seine Fassung rang. »Ich bin verhaftet worden«, antwortete er schließlich.

»Scheiße, Djamal, aber nicht wegen Drogen, oder?« Erschrocken ließ sie ihn los.

Er lachte gequält. »Ich glaube, damit wäre ich besser klargekommen.«

Mit knappen Worten erzählte er, wie er seine Mutter an der Charité getroffen und es dann zu dem Zusammenstoß mit den Jugendlichen gekommen war, von seiner Verhaftung und den Vorfällen auf dem Polizeirevier.

Nina hörte schweigend zu. Sie kannte Djamal lange genug, um zu wissen, dass seine Sachlichkeit nur eine Fassade war, dass er innerlich noch immer bebte, wütend war und sich vor allem verletzt fühlte. Intuitiv fuhr sie ihm mit der Hand über die Wange. Er lehnte sich kurz dagegen, bevor er sich dessen bewusst wurde und einen Schritt zurücktrat. Er wollte kein Mitleid, nicht bemuttert werden. Er war in dieser Hinsicht sehr empfindlich.

Sie unterdrückte ein Seufzen.

»Tut mir leid«, murmelte er, als er ihre Reaktion bemerkte.

»Schon gut«, wiegelte sie ab. »Ich frag mich nur, wie ich dir helfen kann.«

»Da gibt es nichts zu helfen.« Er setzte sich an das geöffnete Fenster und starrte hinaus auf den Platz vor dem Haus und über die Bäume, die ihn beschatteten. »Es wird nicht das letzte Mal sein, dass so was passiert.«

»Vermutlich nicht bei der Stimmung, die da draußen herrscht«, stimmte Nina ihm zu. »Aber du darfst es nicht einfach hinnehmen.«

»Was soll ich denn tun?« Er schnaubte. »Was *kann* ich denn tun?«

»Wehr dich!«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Jetzt redest du wie Issam.«

Nina presste die Lippen aufeinander. »So meine ich es nicht«, entgegnete sie schließlich. »Und das weißt du.« Sie konnte nicht verhindern, dass ihre Stimme bei diesen Worten eine gewisse Schärfe bekam.

Ihre Blicke trafen sich.

»Lass uns nicht streiten, nicht deswegen«, bat er und streckte die Hand aus, um sie zu sich heranzuziehen. »Es tut mir leid, dass ich es gesagt hab. Du weißt, warum ich jetzt hier bin und nicht bei Issam, oder?«

Sie nickte wortlos und fuhr zögernd mit ihren Fingern durch sein dichtes schwarzes Haar. Nach einer Weile ließ er seinen Kopf an ihre Brust sinken und umschlang ihre Hüften haltsuchend mit seinen Armen, und nicht zum ersten Mal fragte sie sich, warum es ihm so schwerfiel, sich seine Hilflosigkeit einzugestehen.

Während sie ihn hielt, lauschte sie auf die Kinderstimmen, die vom Spielplatz des kleinen Parks heraufdrangen, hörte einen Hund bellen. Aus einem der Cafés schwebten Gesprächsfetzen und Gelächter empor, eine Leichtigkeit, die sie nur schwer ertrug. Es war alles nur Schein. Um sie herum veränderte sich die Welt und schien in Trümmer zu brechen, und sie waren nur deshalb geschützt, weil sie unter einer gut behüteten Glocke lebten. Doch in diesen Momenten wurde sie der Risse in dieser Glocke gewahr, der kalten Wirklichkeit, die unaufhaltsam in ihre vermeintlich heile Welt hineinsickerte. Djamals Verhaftung war das beste Beispiel dafür. Sie dachte an seinen aufbrausenden Charakter und daran, wie sehr gerade ihm Ungerechtigkeiten nachgingen. Was geschehen war, würde Wasser auf die Mühle seines Cousins sein. Bislang hatte Djamal seinen Einflüsterungen widerstanden.

Das Klopfen an der Zimmertür riss sie aus ihren Gedanken.

Djamal löste sich aus ihrer Umarmung.

»Ja?«, rief sie, ungehalten über die Störung.

Es war ihre Mutter.

»Oh, hallo Djamal, ich habe gar nicht gehört, dass du gekommen bist«, begrüßte diese ihn, als sie ihn bemerkte. »Willst du mit uns essen? Es ist gleich fertig.«

Nina spürte das Zögern ihres Freundes.

»Bleib«, bat sie leise.

»In Ordnung«, sagte er und dann zu ihrer Mutter gewandt: »Danke für die Einladung.«

Vivien Mainhardt lächelte, und Nina konnte beobachten, wie dieses Lächeln Djamal einnahm und sie stolz und eifersüchtig zugleich machte. Ihre Mutter besaß trotz der Härte, die ihr nachgesagt wurde, eine besondere Ausstrahlung, und ihr Lächeln verfehlte selten seine Wirkung.

»Vielleicht solltest du meiner Mutter erzählen, was heute geschehen ist«, schlug Nina vor, nachdem sie wieder allein waren.

Djamal sah sie zweifelnd an. »Ich weiß, dass sie Anwältin ist, aber ...«

»Sie kennt einflussreiche Leute«, fiel Nina ihm ins Wort. »Wenn du willst, dass die ganze Angelegenheit noch einmal von anderer Seite beleuchtet wird, solltest du mit ihr darüber sprechen.«

Tatsächlich war es Vivien selbst, die wenig später erkannte, dass etwas nicht in Ordnung war.

»Ihr seid ziemlich schweigsam, ist etwas passiert?«, wollte sie in ihrer direkten Art wissen, als sie gemeinsam am Esstisch saßen.

Nina warf Djamal einen auffordernden Blick zu.

Er zuckte hilflos mit den Schultern.

Daraufhin antwortete Nina: »Djamal ist heute verhaftet worden«, und gab ihrer Mutter eine kurze Zusammenfassung der Geschehnisse.

Wie sie erwartet hatte, nahm Vivien den Vorfall ernst. Obwohl sie längst nicht mehr als Anwältin praktizierte, sondern in einem juristischen Beraterstab für die Regierung tätig war, lebte in ihr noch immer jenes Berufsethos, das sie über lange Jahre zu einer der gefragtesten Strafverteidigerinnen in ihrer ehemaligen Heimatstadt Hamburg gemacht hatte.

»Ich habe Kontakte ins Justizministerium«, sagte sie zu Djamal gewandt, während sie einen Schluck von ihrem Weißwein nahm. »Wenn du möchtest, kann ich deinen Fall dort zur Sprache bringen.«

»Ich weiß nicht«, gestand er unschlüssig. »Einerseits wünsche ich mir natürlich, dass die Jugendlichen für ihr Verhalten zur Rechenschaft gezogen werden, andererseits fürchte ich, dass es mir nur noch mehr Ärger einbringt.«

Vivien schüttelte ungeduldig den Kopf. »Das ist nicht die richtige Herangehensweise, Djamal. Mach dir klar, dass es hier auch darum geht, ein Exempel zu statuieren. Wie oft passiert derzeit genau das, was dir heute passiert ist? Und die Betroffenen halten still. Vielleicht gibt es eine Flut weiterer Beschwerden, wenn du nur erst den Anfang machst.«

»Ich will meine Familie damit nicht belasten. Meinen Eltern ist Zurückhaltung sehr wichtig.«

»Ich weiß, darüber haben wir schon einmal gesprochen. Aber man muss nicht alles hinnehmen. Auch der Staat beziehungsweise seine

Organe machen Fehler. Und es darf keine Angst geben, Missstände anzusprechen, das widerspricht unserem Demokratieverständnis.«

Nina tauschte einen Blick mit ihrer Zwillingsschwester Sarah, die ihnen gegenüber saß und den Austausch bislang schweigend verfolgt hatte. Sie wussten beide, was dieses Thema in ihrer Mutter auslöste und woher ihre Unnachgiebigkeit rührte, und beinahe schämte sich Nina dafür, dass sie dieses Wissen so rücksichtslos ausnutzte.

Letztlich konnte sich Djamal den Argumenten ihrer Mutter nicht mehr entziehen und gab nach. »Ich ruf meinen Anwalt an und bitte ihn, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen.«

Nina atmete innerlich auf. Unter dem Tisch griff sie nach seiner Hand und drückte sie versichernd, während sie beobachtete, wie Vivien ihr Smartphone vom Sideboard nahm und ein kurzes Memo schrieb, bevor sie aufsaß und sagte: »Sehr gut, dann habe ich gleich alle Informationen, die ich benötige.«

»Ist es das, was du wolltest?«, fragte Djamal Nina, als sie wenig später wieder in ihrem Zimmer waren.

»Ist es das, was *du* wolltest?«, beantwortete sie seine Frage mit einer Gegenfrage. »Oder fühlst du dich von ihr gedrängt? Sie kann das ziemlich gut.«

»So wie du. Ihr seid euch ziemlich ähnlich.« Er sagte es mit einem Lächeln in den Mundwinkeln, das ihr mehr als alles andere zeigte, dass das Gespräch mit ihrer Mutter und die Aussicht, doch noch fair behandelt zu werden, ihn beruhigt und ihm seine Zuversicht zurückgegeben hatten.

»Dir ist schon klar, dass wir Mädchen es nicht mögen, mit der eigenen Mutter verglichen zu werden«, entgegnete sie mit gespielterm vorwurfsvollem Unterton.

Das Lächeln in seinen Mundwinkeln wurde breiter. »Und dir ist hoffentlich klar, dass wir Jungs uns die Mütter unserer Freundinnen sehr genau anschauen, um zu sehen, was uns erwartet, wenn es wirklich ernst wird.«

Nina wickelte sich das Ende ihres Pferdeschwanzes um die Finger. »Das hab ich schon bemerkt«, entgegnete sie kokett. »Und glaub ja nicht, dass ich das gut finde.«

Djamal zog sie in seine Arme und küsste sie. Nina spürte die Wärme seines Körpers durch ihr dünnes T-Shirt hindurch. Seine Hände glitten langsam ihren Rücken hinunter und ließen keinen Zweifel, woran er dachte. Sie schloss die Augen. Sex war jetzt vermutlich die beste Ablenkung.

Als Djamal sich später verabschiedete und Nina die Wohnungstür hinter ihm schloss, hörte sie ihre Schwester aus ihrem Zimmer kommen. Obwohl sie Zwillinge waren, waren sie sich nicht besonders ähnlich, weder im Äußeren noch im Charakter. Sarah war eine sanfte Schönheit mit aufgestecktem blondem Haar, besonnen, wenn Nina ungestüm war, und stets mit einem Platz in der zweiten Reihe zufrieden im Gegensatz zu Nina, die immer vorne dabei sein musste.

»Das hast du geschickt eingefädelt«, sagte sie jetzt.

Nina sah sie fragend an. »Was meinst du?«

Sarah rückte ihre Brille zurecht. »Na, indem du Mama die ganze Geschichte erzählt hast. Du wolltest doch vor allem vermeiden, dass Djamal seinen Frust bei Issam ablädt, oder?«

Nina rieb sich die Nase, eine typische Geste, wenn sie sich ertappt fühlte. »Sprich nicht drüber, okay?«

»Mach ich nicht, aber Mama ist auch nicht von gestern.«

»Hat sie was zu dir gesagt?«

»Nein, aber der Blick, mit dem sie euch nachgesehen hat, hat Bände gesprochen.« Sie legte ihrer Schwester einen Arm um die Schultern. »Hast du Angst um Djamal?«

Nina antwortete nicht sofort. »Angst ist nicht das richtige Wort«, erklärte sie schließlich. »Ich mach mir eher Sorgen. Früher war Issam ein netter Kerl, und wir haben viel Spaß zusammen gehabt, aber seit er regelmäßig in die Moschee geht, ist nicht mehr mit ihm zu reden. Er behandelt mich wie Luft.«

»Und er beeinflusst Djamal.«

»Ich fürchte, ja.« Nina seufzte. »Obwohl das religiöse Getue, das Issam an den Tag legt, gar nicht zu Djamal passt. Ich glaub, es nervt ihn sogar. Aber die Ungerechtigkeiten um uns herum machen ihn so wütend, und Issam bietet ihm ein Ventil für diese Wut.«

»Djamal braucht vor allem dich«, sagte Sarah. »Sonst wäre er heute nicht hergekommen.«

Nina sah ihre Schwester an. »Ja, ich weiß ...«

Sie sprach nicht weiter, teilte Sarah nicht ihre tiefsten Befürchtungen mit. Sie war noch nicht einmal so weit, sie sich selbst einzugehen.